

Coeurbube.

(Roman von Eberle Ingeborg-Wilms.)

(19. Fortsetzung.)

Was lenkte die Augen. „Ich mag es nicht“, sagte sie leise. „Dafür magte man es aber“, brauste Germer auf, bei dem die Erinnerung an die vergangene Zeit einen Augenblick die Gegenwart verdrängte...

„Fried, ich will in dieser Stunde nicht mit dir rechten. Du warst ein strenger Richter, und ich beuge mich dem, was ich verdient habe.“

„Gut, leuchte er dann, das hältst du getan? Du hältst ihn — geschlagen, weil er meine Ehre und die Ehre meiner Weiblein beleidigen wollte.“

Ein Stöhnen lief über Germer's Glieder. Das Entsetzte vor dem er vorhin gebirgt und gestirrt, was ihm, wenn er daran dachte, sein Herzblut erstarren mochte, das leuchte war ihm erspart geblieben. Er glaubte Eva. Wenn sie ihm auch nicht liebte, seine Ehre hatte sie ihm wenigstens gewahrt. Dafür mußte er ihr Dank...

„Fried, wo willst du hin, was willst du tun? In deinem Gesicht steht etwas Furchterliches.“

Mit beiden Armen umschlingt Eva den Hals, der sich mit hastiger Bewegung, zur Tür gewandt hatte. Fest umschließen ihre Hände seinen Hals, und immer fester drängt sich ihre Gestalt an ihn heran, gleichsam als müsse sie ihn schützender wie vor einem unsichtbaren Unheil. Er spürt das Schloß ihres Herzens an dem seinen und das Zittern, das durch ihren Körper rinnt. Aber mit einem rauen „Ach mich!“ reißt er sich los und stürzt hinaus.

„Fried! Weich und schmerzvoll, durchgittert von hanger Liebe, löst sein Name ihm nach. Hört er es nicht? ...“

„Koch eine Weile steht Eva und lauscht den sich entfernenden Schritten ihres Gatten. Dann sinken ihre die Arme schlaff am Körper hernieder. Sie hört seine Stimme unten dem Raucher ein hastiges „Zufahren“ zurufen. Dann rollt der Wagen davon. Wie geistesabwesend streift sie mit den Händen die schmerzlichen Krepierreifen ihrer Trauerkleider, und ein Ausdruck bittender Verzweiflung leuchtet durch ihre Züge. Er ist fortgegangen von ihr — ohne ein Wort der Vergebung...“

Aber plötzlich sucht sie zusammen. Ihre Augen nehmen nochmals den suchenden Ausdruck von vorher an; es ist, als ob sie abermals lauschte nach dem längst verklungenen Rollen des Wagens. Mein Gott, daß sie daran nicht gedacht hat! Fried! Sie mußte ihn zurückhalten! Er durfte nicht fort! Wie ein greller Blitz war plötzlich der Gedanke vor ihr aufgetaucht, der ihr die Befinnung zu rauben drohte. Sie wußte es, noch Fried fuhr! Nur Blut kann diesen Frieden von seinem Namen lösen! Sie war die Tochter eines Offiziers und konnte den grauamen Ehrenlocher der Gesellschaft. Wie kann sie das Schreckliche aufhalten, wie es abwenden? Sie will ihn nach. Aber wie und wo soll sie ihn finden? Und wenn sie ihn auch fände, was nützte es! Er würde den Beleidiger seiner Ehre doch vor die Wüste forsen und sein Leben der feindlichen Kugel aussetzen! Und das alles, alles war ihm wert! Um ihrer Liebe willen ging er in den Tod. Kuhpökel tritt sie von Zimmer zu Zimmer.

Fretend lauerte Eva in einem der großen Sessel, die im Wohnzimmer am Fenster standen, und hatte hin- und hergesehen. Allmählich ging die Dämmerung des Abends in die Dunkelheit der Nacht über. Mit dem Vormarschschreiten der Zeit wuchs Eva's Angst um den Gatten. Wie große gespenstliche Schatten ragen die schon teilweise entlauchten Bäume im Garten empor, gleich drohenden Fingern, die nach ihr hinweisen! So wird man auch bald nach ihr hinweisen!

wenn sie ruhbar werden wird, die pittoreske Affäre der Germer'schen Ehe. Sie steht es ordentlich vor sich, das triumphierende Gesicht der Gerichts-rätin, und sie sieht die spöttelnden und verächtlichen Blicke mit denen man sie messen wird! Gerade heute mußte das kommen, wo sie mit hochsendem Herzen auf Fried gewartet hatte, wo sie ihn hätte bitten wollen, sie teilnehmend zu lassen an seinen Sorgen, wo sie jagend ihm alles, was sie bestitt, anbieten wollte, weil sie ihm helfen mußte — weil sie ihn liebte! Gerade heute, an dem Tage, von dem sie eine Wendung ihres Geschicks erhofft hatte!

„Sie läßt das elektrische Licht aufblenden. Es geht ihr plötzlich in der Finsternis. Da — jäh auch sie zusammen, und angestrengt lauscht sie hinaus. Das Geräusch rollender Räder bringt an ihr Ohr. Ein tiefes Seufzer hebt ihre Brust. Dem Himmel sei Dank, es ist Fried! Sie sieht die Laternen des einblendenden Wagens am Torweg aufblitzen, und beschleunigten Schrittes eilt sie hinunter an die Haustür.“

Die letzte Nacht schlief sie durch ihre dünnen Gewänder. Sie merkt es nicht. Wie geistesabwesend starrte sie nach dem Wagen... er ist leer. Der Raucher lenkt hinter nach den Stellungen. „Hörst!“

Der Mann auf dem Boden kniet. Da, nein, das ist ja die Frau selbst! „Wo ist mein Mann? Ist er an der Fabrik angekommen?“

„Nein, gnädige Frau. In der Fabrik habe ich nur 'nen Brief vom Herrn abgegeben.“

Fröhlich schlugen Eva's Zähne zusammen, und vergeblich sucht sie ihre Stimme festzuhalten. „Wo ist der Herr denn geblieben?“

Neugierig starrte sie der Mann an. Er hatte sich schon über das aufgesetzte Wesen seines Herrn gewundert. Aber bei der Frau schien es noch schlimmer zu sein.

„Nach Breslau wollte der Herr machen. Ich hab's selbst gehört, wie er's am Bahnhofs zu 'nem Herrn sagte. Wahrscheinlich zu 's Kennen. In Altona sprechen alle Leute von 's Kennen.“

„Es hat sich ja zu Herr's Anwalt...“

„Spannen Sie aus, Förster!“

„Sie müßten mich morgen ganz zeitig zur Bahn fahren. Ich habe meinem Mann versprochen, nachzukommen.“

„Dann geht sie mit müden schliefenden Schritten ins Haus und steigt langsam Stufe für Stufe empor. Sie wird Fried suchen! Erst in dem Hotel, wo er immer wohnt, und wenn er da nicht ist, draußen auf der Rennbahn. Jetzt, wo sie endlich an einem Entschlusse des Handelns gelangt ist, leimt zum erstenmal wieder in diesen furchtbaren Stunden eine zögende Hoffnung in ihrem Herzen empor. Aber kein Schlaf kommt in ihre Augen.“

Als der Morgen graut, ist sie bereits reifer. Zu dem kleinen Fried hat sie noch einmal hinübergeschaut, der unter Martinus's Schuttsant schlummergeht, und dann an die Mutter noch ein paar Jellen geschriebenen, daß Fried ihr Nachkommen gewünscht hat. Nun steht sie am Fenster und blickt empor zum Himmel, an dem kleine rosa Wölken als Vorboten eines sonnigen Morgens dahinjiehen. Fester sollen sich ihre Hände, und von ihrem Herzen Lippen ringt sich ein heißes Gebet.

Fünfzehntes Kapitel.

Dr. Germer hatte mit Hauptmann Warner, der sich sofort bereit erklärte hatte, als Sekundant zu fungieren, den Radisch-Gezang benutzt.

In Breslau angekommen, beginnt, nachdem die Herren sich im Hotel von der Radisch-Gezang restauriert haben, ein stiefelberies Suchen und Fundenlanges herumtrotzen in allen bekannten Lokalen, in den Klubs und den ersten Weinstuben, denn in dem Hotel, wo Ohlsen abgeholt war, wurde ihnen gesagt, daß der Herr Leutnant die Nacht überhaupt nicht dohengeblieben...

te. Das Suchen der Herren war vergeblich. So oft sich eine Spur von Ohlsen zeigt, immer wieder zerfällt sie in nichts, und jede Hoffnung, ihn zu finden, erweist sich als trügerisch. Germer's Erregung steigt von Minute zu Minute, und immer wieder tröstet ihn Hauptmann Warner, der nicht von seiner Seite weicht.

„Nun bleibt nur noch eine Möglichkeit, die Rennbahn!“

„Germer und Hauptmann Warner sind mit die ersten, die draußen auf dem inmitten des Scheinwerls Parks gelegenen Rennplatz antommen.“

Leuchtender Sonnenschein flutet ringsum über das Grün der Wiesen und die hohen, feineinzelnden alten Bäume, und sommerlich warm ist die Luft.

Allmählich mit dem Vorwärtsschreiten der Zeit, beginnt sich der weite Platz zu beleben, und das bunste, feststehende Bild eines Sporttages mit allen seinen pittoresken Charmen entrollt sich auf dem grünen Plan.

Die hülligen Plätze draußen am Ring beginnen sich zuerst mit einer bunten Menge zu füllen.

Aber auch am Eingange des Saalplatzes rollt Wagen um Wagen an, und allmählich füllen sich auch die Tribünen und Logen.

Mit hübschen Blicden schreit Germer durch die Menge. Selbst kontrastiert sein farres Gesicht mit dem lachenden Fröhling und dem fröhlichen Ausdruck der hier zusammengeflochtenen Menschen. Unruhig gehen seine brennenden Augen hin und her, und wenn er die Knöpfe einer Uniform aufblitzen sieht, geht es wie Wetterlicht über sein Gesicht. Seine Züge spannen sich, und die Falten, die auf seiner Stirn liegen, vertiefen sich. Er preßt die Lippen fest zusammen, während ihm feuchend heiß das Blut zum Herzen steigt.

Alle Bekannten fragte er nach Ohlsen. Immer wieder kommt dieselbe Antwort. Man hat ihn nicht gesehen. Aber kommen muß er, und bald, denn das nächste Rennen schon nennt auch seinen Namen!

Langsam, nur allzu langsam für Germer's Ungeduld kommt er mit dem ihm getreulich begleitenden Warner vorwärts. Immer wieder trifft man neue Bekannte, und überall muß man Rede und Antwort sehen.

Gerade als die beiden Herren nochmals durch das Restaurant schreiten, um dort Ohlsen zu suchen, war dieser atmlos am Wagnelplatz, wo bereits die Reiter auf ihren Pferden für das nächste Rennen gezwungen wurden, angelommen, begrüßt von den ungebürdigen Kameraden und den dort versammelten Sportfreunden.

„Er hatte mit seiner Droschke, deren Reiter er durch reiche Trinkgelüste zur äußersten Schnelligkeit angespourt hatte, noch im letzten Augenblick dem Rennplatz erreicht. Eine Wüste, bei Selt und Karren verblühte Nacht liegt hinter ihm, in der er vergebens verjucht hatte, die eigenen Gedanken zu befehlen.“

„Endlich, Ohlsen!“

„Koch, bist du denn verrückt, getroffen, so spät zu kommen?“

„Coeurbube, wo bist du?“

„So tönt es ihm von allen Seiten tragen und vorwärtswelt entgegen.“

„Ohlsen ist bleich. Dunkle Ringe ziehen sich unter seinen Augen, die unsterk hin und her gehen.“

„Merken wir! Wohl bei einem Schäferstündchen? Dein Exterieur spricht eine deutliche Sprache!“

Die Preußen. Von einem bayerischen Landsturmann.

Das war vor dem großen Krieg. Wenn man hinterm Hefelberg am Geisfeld beim Posthalter auf die Preußen zu sprechen kam, so klang dies nicht übermäßig fein. Natürlich weit entfernt von wirklicher Abneigung oder gar von Haß, wie das Ausland nicht breit und oft genug zu berichten wußte; aber doch stets mit einem leichten Unterton referierender Liebe, und wir fanden es ganz in der Ordnung, daß der alte Kantor festiger an seiner Kronenpfeife lag und unruhig auf der Bank rüchelte. Wohl sah da keiner, der mit dunkeln Hoffnungen über die Grenzlinie blickte oder das hübsche Rotenfangerkleid von jenem der Vogeley hörte. Das sollte einer sagen! Und des Käfers prachtvoller Kopf hatte den Ehrenplatz und seinen Büchel hebtrotzt darunter gerade wie unser König.

Aber im besondern — nun ja — im ganzen Kirchspiel war noch keiner gestorben an Herzogen für die schwartz-weiße Goulure. Warum auch? Hatte doch irgendeiner irgendwo gelitten, doch ein Kitzdort der Mund schief gezogen, da er vor der Juglitzige hand, das ein anderer aus Königsberg unter den Koffanien beim Kugelbräu in Dohou nach dem „Fräulein“ und einer fische Selters rief und hernach über die Weigwürste ratierte. So etwas aber spricht sich weiter; läßt hinein in die engen Täler und über die Wälderwasser, und der Hütebube trägt's hinaus in die Hänge und Schutthalde bis zur letzten Jägerhütte, wo die blauen Engländer kehren. Und du tanst nach manchen derart hören zwischen dem Eibsee und den Fenerreiß des Wagnmann.

Das war vor dem großen Krieg. Nun liegen wir im Feld, und der Herbst wiew die werten Blätter der Kastanien beim Rogenwirt auf leere Tische, und die Eberische steigt am Weg. Der Sapp? Drogen beim Hinderburg. Der Ton? Vor Antwerpen. Der Jörg? Bei Avoircourt. So weit... so fern? Dann steht der alte Kantor bunte Bahnen auf der Kriegslinie und schreibt die Adresse an den Jüngsten des Schafers Holt, dem die Hand feig geworden draußen in Heide und Bruch. Und spricht davon, wie Aldeutschland an den Grenzen aufsteigt und flümt und blutet und siegt.

Hört ihn! Aldeutschland! Ein einzig großes Volk, soweit die deutsche Faust den Pflug führt und deutsche Kraft am Amboss steht. Und wie die Siegesgötze von Lomberg auch ins stille Dorf einzieht — der Postkutsch brachte sie mit im Dämmerlicht — da klang's gar froh und voll vom alten Turm, hoch hinauf den Hohlweg, daß der hoch über den Wiesgrund wie ein Eberalt, gespielt von Meißnerhand in den gotischen Säulenhallen des Münsters zu Ulm. Klang in jedes Herz und hallte nach — lange nach.

Aber der alte Jodel hatte seine Not in jener Nacht und stampfte schwer wie ein Schauer bei hoher See die Dorfstraße hinauf: „Die Preußen — janoval! — alles, was wahr ist — mein Kompliment vor die Preußen.“

So hatte der alte Jodel ungelert, und es ist kein kleines, wenn ein solches Geruch noch die Führe wechseln soll.

Und wir im Feld? Da drohen über der Maas? Der Tag war heiß; an den steilen Rollwänden des Moastales lag eine glühende Augspinne, und das Baillon marschierte in einer Staubwolke. Der Adjutant war über Laune. Ueber Laune war sein Gaul. Woran es wohl liegen mochte? Ein unverständlicher Ritter?

Ein unverständliches Koch? Oder beide mit einem Knack in der Seele, wie Jofens Gestalten... Um 2 Uhr wohl waren wir aufgedröhen. 7 Uhr, Leute, wir haben's bald. Drauf der lange Flügelmann im ersten Glied, nachdem er die Nase sichernd in die Luft gestochen wie ein Keimede Fuchs, wenn er den Hofen spürt: „I mirk'iz, Herr Oberleutnant, und der Zacher, was mei Freund is, a verlofft.“

„I glab, mi hom uns verlofft; mir tumma nimmer kam“, der andere.

Und doch war diese Straße die erste Armeegegen: hier Granaten über der Hausr, und der Himmel sieht die Kartoffeln im Keller liegen; dort ein Gefühlgewogen kieloben am Wagnreit. Im Holdebuch ein Fink; der pfeift drei Läne, erschrickt und dudt sich in die schwarzen Dolben. Und rechts und links auf die Seite geräumt Ulmen, Riesen von Ulmen, wie bei uns jubauße die Tannen rogen im Forste der Dettlingen. Duzend stehen hoch — bis der Schnee fällt. Dann sind sie tot; denn auch an ihnen haben belgische Kerle geungen. Ob liegt das Weil noch banoben, stekt die Säge noch in der Wunde. Da kamen die deutschen Fusaren über sie, plötzlich losbrechend an der Straßenturme.

I hoßs sich immer glog — die Preise — do gi's nig. Schnell und ein gi'ssi! So der Zacher — und eine

schwere Drechlerfaust piff durch die Luft. Da lesen wir nicht mehr müde; sprachen von Gemisch und den tapferen preußischen Musikern, und war feiner, denn nicht das Herz glühte. Und uns schien, als hätten wir sie lieb geholt von Anbeginn.

„Mer aber zuerst gerufen, ob einer vom ersten, einer vom zweiten Zug? Niemand hätte es noch sagen können. War auch ganz gleichgültig; denn da sah jeder, der sehen wollte, das sah in violetten Tinten am Abendhimmel ein Häufermeer um Türme und Höhen drüber — Altstadt.“

Da vergoß der Müdeste sein Leid, und wer eben noch nach dem Marodenwogen gefragt, wartete die Antzwei nicht ab, sondern trabte los, weil keiner fehlen sollte beim Einmarsch in die Stadt. Das fühlte jeder, daß man nicht alle Tage in eine eroberte Festung läuft. Und manch einem klang sich die Introdution in den Ohren für seine künftigen Kriegsberichte dabei in Deutschland, wenn die Buben an den runden Tisch drängten und im Ofen die Kessel schmorten: „Anno 1914“ — so wollte man anheben und hernach sich räupern — „Anno 1914, als wir in Altitich einmarscherten...“

„Weiter auf! Wird da Mutter gut und Großvater den allen Degen an der Wand hängen, den er im heißen Augustraufen von Wüch einem französischen Kapitän aus der Hand geschlagen.“

Drum stappte jeder los, und der kleine graue Oberleutnant, der später so groß war in seiner Sorge für den Haufen und erst zum Rossinging, wenn jeder vor einem solchen Ohgeschick hatte, er legte sich als erster in die Riemen.

Der Oberleutnant liegt schon im Duntel. Aber auch auf hohen Palastfenstern fällt die Lichtigkeit schimmernder Reinalisanzellulier, und die Ronde steht am Bürgersteig. Da oben zwei neugierige Kinderköpfe; blonde Loden wie die beiden Engel der Siginijöhnen, im untern Gefchoß zwischen Nemonantrotzen und Goldbroat die elegante Dame des Haujes, mit fliegenden Spigen über einer wunderbar feinen Hand, wirft einen Blick herab und tritt dann zurüd — müde — so müde. Eine Mutter? Oder liegt der Gatte im Feld? Wer weiß...

„Dort, wo die Bogenlampen vor dem deutschen Gouvernament krüde stadern, hält das Baillon. Ringsum die Fenster to. Die deutsche Flagge am Wiebel, Maschinengehäre vom Balkon, im Halbblum an den Ecken die Mäuler zweier Gschüße. Die sehen noch einige wenige und freuen sich und sinten dann in einen tiefen Schlaf zu den anderen, die schon liegen. Nicht lange. Da trachen preußische Haden gegen verschlossene Türen, Schlag auf Schlag, und drinnen dröhnt es dumpf und hoch: Hauptmann Wöfel macht Quartier. „Wartet, bayrische Kameraden, soll bald 'n Beite haben; ihr seid müde gelaufen. Was? 45 Stunden gefahren, ein Nachzügler und dann den Marsch? und lauter Landsturm das? Nun ab fliandern. Brabant ab!“

„Aber schon die plauderliche Menge erkennt das Dunkel an. Sie behandelt die „großen Schweiger mit Achtung — nur weil sie schweigen; sie vermuten hinter jeder Stille Größe. Schweigend Schmerz ertragen ist gewiß Helbenmut, aber auch schweigend kein Wissen in sich verflüchten, zeugt von Stärke. Schweigen ist Vergeben, Schweigen Sammeln von Kraft.“

Die Augen offen und den Mund zu! Das ist eine treffliche Devote im Lebenskampfe. So vermehrt man ständig seine Waffen, ohne je eine einzige zu verlieren, so macht man sich stets neue Freunde und Bunden desgenossen, so gelangt man fast ungehofft an das Ziel, an die Küste des unbekanntes Landes...“

Im wilden Westen. Bill Saunders und Harry Motworth, ein beliebter Mitarbeiter mehrerer Zeitchriften, arbeiten im Westen als Cowboy. Ein Tages kamen sie in einen kleinen Ort in Wyoming und bestellten sich in einem Luchzimmer einen Sack: Bill wollte das seine recht gar, Harry wollte es ziemlich roh haben. Der Koch kümmerliche sich wenig um die Wünsche der Gäste, und als der Kellner die beiden Steaks brachte, waren sie beide noch sehr roh. Bill nahm das Messer, schnitt das Steak auf und sah, daß es kaum am Feuer gewesen. Vorsichtig padte er es nun mit zwei Fingern, schlauderte es hastig auf die Erde, zog den Revolver und schob zwei Köcher in das Steak. Dann sagte er ruhig: „So, Kellner, jetzt ist es tot, nun nehmen Sie's nach der Küche und lassen Sie's braten.“

Schweigen können ist eine köstliche Kunst, und mit Recht sagt der Volksmund, Weiden sei Silber, Schweigen aber Gold. Mit Ausnahmen natürlich; denn offenbar gibt es Anlässe genug, wo man reden muß, wenn man seine Ehre bewahren oder sich selbst behaupten will.

Schweigen ist eine köstliche Kunst, aber darum auch eine schwere. Wir lassen alle gern „unser Licht leuchten“ — und wenn wir etwas wissen oder vermuten, so harrt das wie ein Kanarienvogel an der geschlossenen Tür seines Käfigs und wartet schnehmützig darauf, daß die Tür geöffnet wird, ja, es drängt sich zwischen den Gittern durch, ins Freie! Der köstliche Niemach blüht das häufig mit seinem Leben; der geschwätzige Mensch oder bringt fast immer anderen und sich selbst Unheil!

Junächst Vermutungen! Vermutungen soll man eigentlich immer für sich behalten. Es ist ja 100 gegen 1 zu wetten, daß unsere Vermutungen falsch sind. Sie gründen sich auf oberflächliche Beobachtungen, sie sind aus leichtestem Material gebaut. Wir müssen uns bemühen, die Grundlage zu verlitzen, bis die Vermutung zu einer Gewißheit wird. Und wir dürfen keineswegs harnädig an ihr festhalten, sondern uns freuen, wenn wir selbst das trügerische Gebäude zerstören können, diejenfalls immer dann, wenn es sich um eine böse Vermutung gehandelt hat. Aber auch eine Gewißheit soll man nicht ohne genaue Unterlegung ausplaudern. Es ist sehr häufig möglich, sie für sich zu behalten und sein Verhalten nach ihr einzurichten — nütlicher für uns, aber auch nütlicher für andere.

Wenn wir jemand, dem wir vertrauen haben, auf einer Schwelchheit ertrapt haben — wozu es ihm für fragen, ohne nur einen Blick auf seine feinen, regelmäßigen Züge zu werfen.

Er erzählte mir von seinen schweren Aufgaben und dem fremden Lande, das sein eigenes geordnet war, von seinen weiten Ebenen, wilden Bergen und der wechselliebden Bauerschaft, die einfach, ernst und mit den Zauberkraften der Webedamkeit und ungelerten Wesie begabt ist. Er sprach lange und gut, und ich hörte ihm atemlos, erkaunt und einzigt zu. Er beschrieb die Herzen des Landes, jene hilfswerten und hoch in Geist und Sitten vorwärtschenden Wearen, in deren Seelen durch den Reiz byzantinischer Einflüsse und das heisse Blut lateinischer Abstammung Leben kam. Und ich beneidete den jungen Herrscher davon, daß er ein Zepter aufgenommen hätte dessen Behauptung einen ebenso festen Griff wie ein Schwert erfordert. Ich sagte offen zu ihm: „Sie sind ein glücklicher Mann.“ — „Und das Königreich?“

„Fragte meine Mutter, als wir in unsere Zimmer gingen. Du warst so begierig, zu dem Königert zu gehen, wie wir den Prinzen traten.“

„Das Königreich“ wiederholte ich erkaunt. Ich hatte das Königreich vergessen. „O Mutter, du ahnst nicht, wie hochinteressant, wie ergreifend die Unterhaltung mit dem Fürsten von Rumänien ist, und wie ich ihn um seine schöne Aufgabe beneide. Denn: die Regierung ein Volk, das der Welt neu, in Blut und Geschichte aber alt ist, und er muß es verstehen und glücklich machen. Wirklich eine herrliche Mission!“

„Nun, liebes Kind, das könnte auch deine Aufgabe, deine Mission werden. Der Fürst von Rumänien will dich heiraten. Er ist nur zu dem Zweck gekommen, dich zu treffen, und braucht nur ein Wort zu sagen.“

Einige Sekunden blieb ich bestürzt, dann antwortete ich, wie von einem unbewußtlichen Impuls gedrängt: „Ja, ich will ihn heiraten, ich will ihm helfen und ihm in jenes wunderbarste Land folgen.“ Eine halbe Stunde später kam der Prinz von Hohenzollern in unser Wohnzimmer und küßte meine Hand, während meine Lippen einen Augenblick schüchtern auf seiner gebeugten Stirn zitterten. Da wußte er, daß ich ihn zum Gatten annahm. Diesmal sprach er allein, ich war verlegen und schweigsam, aber aufmerksam auf jedes Wort. Kein Wort von Liebe, kein einziges Kompliment wurde in diesen Stunden geäußert. Unsere Heimat war keine Liebeshet, gründete sich aber auf Hingebung und Pflicht und den brennenden Wunsch, einander und auch dem Volke gegenüber, das ich schon liebte, das Beste zu tun. Denselben Abend kehrte der Prinz nach Rumänien zurück. In drei Wochen sollte er wiederkommen und mich als sein Weib mitnehmen. Der Zauber war gebrochen, als er gegangen war. Ich verdrachte schlaflose Nächte und rubelose Tage, dachte über den so schnell getanen Schritt nach und war ungewiß, was für eine Zukunft ich an der Seite eines Mannes, den ich so wenig kannte und in einem unbekanntes Lande weit entfernt von meiner Heimat hätte zu tun als die schweren Ketten der Tradition dachte, die sein Weib zu ihm und seine Prinzipien ummauerte, so sehr mich diese Betrachtungen...

Carmin Ghiba, die Witwe des ersten Rumänienkönigs, ist der Welt bekannt. Und wie Karl von Rumänien sich mit Carmin Ghiba verlobte, das hat einmal Helene Bacaresco, die frühere Hofdame der Kaiserin auf dem Königsthron, ausgeplaudert, und zwar nach den eigenen Worten der Königin:

„Ich muß eine der Illusionen der Biographen Carmin Ghiba bestritten“, schreibt die Hofdame, „einen unschuldigen Jertum, der immer wieder berichtet worden ist. Die Heirat der Königin von Rumänien war keine Liebeshet. Die Königin selbst ist immer bereit zu erzählen, wie sie ihren zukünftigen Gemahl kennen lernte: Während ich in Berlin zum Besuch der Königin, nachmaligen Kaiserin Augusta weilte, sah ich den Prinzen von Hohenzollern, meinen jetzigen Gatten, nur flüchtig. Dann vergingen viele Jahre, in denen ich itrautig und verzogen war, und während dieser mehrere Fürsten um mich anhielten. Eines Tages traf ich in Berlin, wohin wir auf wenige Stunden wegen eines Beethovenfestes gekommen waren, zufällig den regierenden Fürsten von Rumänien, Prinzen Karl von Hohenzollern - Styrmaringen. Ich freute mich sehr, ihn wieder zu treffen. Vorher war in meiner Gegenwart viel über ihn gesprochen worden, und ich wußte, daß er unter politischen und kriegerischen Gefahren den Weg zum Thron gewonnen hatte. Er war vertrieben durch Oesterreich gegangen, weil die österreichische Regierung gegen seine Wahl entscheidenden Einspruch erhoben hatte. Die schönen Kurme des Kölner Domes waren ihre Schatten auf uns, und in dem kleinen Garten des Hotel du Nord stellte ich eifrig fragen, ohne nur einen Blick auf seine feinen, regelmäßigen Züge zu werfen.“

Er erzählte mir von seinen schweren Aufgaben und dem fremden Lande, das sein eigenes geordnet war, von seinen weiten Ebenen, wilden Bergen und der wechselliebden Bauerschaft, die einfach, ernst und mit den Zauberkraften der Webedamkeit und ungelerten Wesie begabt ist. Er sprach lange und gut, und ich hörte ihm atemlos, erkaunt und einzigt zu. Er beschrieb die Herzen des Landes, jene hilfswerten und hoch in Geist und Sitten vorwärtschenden Wearen, in deren Seelen durch den Reiz byzantinischer Einflüsse und das heisse Blut lateinischer Abstammung Leben kam. Und ich beneidete den jungen Herrscher davon, daß er ein Zepter aufgenommen hätte dessen Behauptung einen ebenso festen Griff wie ein Schwert erfordert. Ich sagte offen zu ihm: „Sie sind ein glücklicher Mann.“ — „Und das Königreich?“

„Fragte meine Mutter, als wir in unsere Zimmer gingen. Du warst so begierig, zu dem Königert zu gehen, wie wir den Prinzen traten.“

„Das Königreich“ wiederholte ich erkaunt. Ich hatte das Königreich vergessen. „O Mutter, du ahnst nicht, wie hochinteressant, wie ergreifend die Unterhaltung mit dem Fürsten von Rumänien ist, und wie ich ihn um seine schöne Aufgabe beneide. Denn: die Regierung ein Volk, das der Welt neu, in Blut und Geschichte aber alt ist, und er muß es verstehen und glücklich machen. Wirklich eine herrliche Mission!“

„Nun, liebes Kind, das könnte auch deine Aufgabe, deine Mission werden. Der Fürst von Rumänien will dich heiraten. Er ist nur zu dem Zweck gekommen, dich zu treffen, und braucht nur ein Wort zu sagen.“

Einige Sekunden blieb ich bestürzt, dann antwortete ich, wie von einem unbewußtlichen Impuls gedrängt: „Ja, ich will ihn heiraten, ich will ihm helfen und ihm in jenes wunderbarste Land folgen.“ Eine halbe Stunde später kam der Prinz von Hohenzollern in unser Wohnzimmer und küßte meine Hand, während meine Lippen einen Augenblick schüchtern auf seiner gebeugten Stirn zitterten. Da wußte er, daß ich ihn zum Gatten annahm. Diesmal sprach er allein, ich war verlegen und schweigsam, aber aufmerksam auf jedes Wort. Kein Wort von Liebe, kein einziges Kompliment wurde in diesen Stunden geäußert. Unsere Heimat war keine Liebeshet, gründete sich aber auf Hingebung und Pflicht und den brennenden Wunsch, einander und auch dem Volke gegenüber, das ich schon liebte, das Beste zu tun. Denselben Abend kehrte der Prinz nach Rumänien zurück. In drei Wochen sollte er wiederkommen und mich als sein Weib mitnehmen. Der Zauber war gebrochen, als er gegangen war. Ich verdrachte schlaflose Nächte und rubelose Tage, dachte über den so schnell getanen Schritt nach und war ungewiß, was für eine Zukunft ich an der Seite eines Mannes, den ich so wenig kannte und in einem unbekanntes Lande weit entfernt von meiner Heimat hätte zu tun als die schweren Ketten der Tradition dachte, die sein Weib zu ihm und seine Prinzipien ummauerte, so sehr mich diese Betrachtungen...